



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

immer häufiger pedantisch: Achilles und Kerberos, Kirke, Kentaur geschrieben und damit die Wissenschaft dem Volke abermals entfremdet, die Sprache künstlich zurückgeschraubt und zunächst für jeden gebildeten Mann ein Stein des Anstoßes geschaffen.

Von der Inkonsequenz will ich gar nicht reden. Selbst wenn es gelänge, alle altgriechischen Namen wiederherzustellen: es bleiben immer noch tausend Eigennamen übrig, die auch dem Originale nicht entsprechen, die willkürlich überliefert worden sind und in der Sprache leben. Warum setzt man denn nicht auch Ahsaharsa für Xerxes, Darajavusch für Darius oder Dareios, wie denn Meszhe: Zarathustra statt Zoroaster schreibt? Wie kann man es aushalten, Rom zu sagen und nicht Roma, Theben und nicht Thebae, Venedig und nicht Venetia, Mailand und nicht Mediolanum oder wenigstens Milano? Warum korrigirt man nicht schnell in der Geschichte der Mark Brandenburg, wo fahrlässig Albrecht Achilles steht: Albrecht Achilleus? Von dem Accent, der ebenfalls wieder griechisch gemacht werden müßte, sodaß es nicht Diógenes, sondern: Diogenēs, nicht Achilleus, sondern: Achilleús lautete, will ich ganz schweigen.

Ich will nur fragen: wird der Gelehrte, der jetzt krampfhaft, um recht gelehrt zu erscheinen, Kentaur, Kerberos und Kirke drucken läßt, auch in Gesellschaft und in der Hofnung, verstanden zu werden, von der Achilleusferse reden und zu einer Dame sagen: sie sei eine wahre Kirke? — Thut er es nicht, so giebt er stillschweigend damit zu, daß diese Formen nicht im Volke leben, daß sie nicht deutsch sind. Der Deutsche sagt eben Achilles, Cerberus und Circe. Der Deutsche hat diese Begriffe in seiner Sprache, der Gelehrte wagt sie nur nicht zu gebrauchen, weil er glaubt, daß sie seinem Volke nicht gehörten. Seiner Meinung nach gehören sie den alten Griechen, und er darf daran nichts ändern. Der bescheidne Mann! Er vergift den Rat, den Cäsar selbst gab, als er de Ratione latine loquendi schrieb: Habe semper in memoria atque in pectore, ut tanquam scopulum, sic fugias inauditum atque insolens verbum.

Leipzig

Rudolf Kleinpaul



Litteratur

Der Achtstundentag. Wenn eine praktische Frage durch die Erfahrung ausgemacht werden kann, so ist nach dem Buche von John Rae: Der Achtstunden-Arbeitstag (autorisierte Übersetzung von Julian Vorchardt, Weimar, Emil Felber, 1898) die Frage nach den Wirkungen der Abkürzung der Arbeitszeit in der Industrie ausgemacht. Der Verfasser benutzt nur ausnahmsweise Werke von frühern Bearbeitern und stützt sich größtenteils auf die Aussagen von Fabrikanten, Fabrikdirektoren und Beamten, die, soweit es sich um englische handelt, mit deutlicher Nennung der Firmen wörtlich angeführt werden. Im Laufe der Untersuchung, sagt er im Vorwort, „habe ich es persönlich unmöglich gefunden, nicht von Tag zu Tag ein entschiedener Anhänger des Achtstundentages zu werden. Die kürzere Arbeitszeit hat jedes Volk, das sie einführte, gesünder, reicher und

Grenzboten I 1898

43

weiser gemacht, und die Verkürzung auf acht Stunden scheint noch mehr Segen zu bringen als die frühern Verkürzungen.“ Rae beginnt mit einem historischen Rückblick. Bekanntlich ist es der gute und weise König Alfred gewesen, der den Tag in drei gleiche Teile, die er an brennenden Kerzen maß, einteilte. Sein Volk ist dieser Einteilung treu geblieben,*) die Engländer haben sich mit Ausnahme der kurzen Zeit, wo harter Zwang sie nötigte, nie überarbeitet — ein Spötter hat sie die fleißigsten Faulenzer auf Gottes Erdboden genannt —, und der Achtfundensarbeitstag ist thatsächlich das allgemein gebräuchliche gewesen bis in das vorige Jahrhundert hinein. Erst die Maschinenindustrie hat jene lange Arbeitszeit gebracht, die, wie Rae sagt, dem englischen Volke beinahe das Herz aus dem Leibe gefressen hätte; aber dieses Volk hat sie sich nicht gefallen lassen, sondern ist zu seinen alten Arbeitsgewohnheiten zurückgekehrt — zum Glück nicht allein für die Arbeiterschaft, sondern namentlich auch für die Fabrikanten. Denn mag immerhin eine Zeit lang die Überlegenheit der englischen Industrie auf der spottbilligen Frauen- und Kinderarbeit beruht haben, heute beruht sie, und zwar gerade in der mechanischen Spinnerei und Weberei, die mit dem großen Kindermord begonnen hat, auf der hochbezahlten und darum wohlfeilen Männerarbeit bei zehnstündigem Arbeitstage. Auf 1000 Spindeln kommen, wie wir in Deutschland schon von Schulze-Gävernitz erfahren haben, in Oldham 2,4, in Mülhausen 5,8, im Durchschnitt der elsässischen Fabriken 8,9, in der Schweiz, in Baden und Württemberg 6,2, in Sachsen 7,2 und in Bombay 25 Arbeiter. Das bedeutet aber nicht allein trotz der schlechtern Bezahlung der Arbeiter außerhalb Englands mehr Arbeitslohn, sondern auch doppelt und dreifach so viel Gebäude, Maschinerie, Beleuchtung, Heizung, Verwaltungs- und Aufsichtspersonal. In England giebt es einen Meister auf 60000 bis 80000 Spindeln, im Elsaß einen auf 15000, in Sachsen einen auf 3000 bis 4000. Aber die Kostenersparnis ist nicht der einzige Vorteil, den die Abkürzung der Arbeitszeit bringt, diese vermehrt und verbessert auch das Produkt. Daß im Handwerk, wo ohne Maschinen gearbeitet wird, ein tüchtiger und energischer Arbeiter in kürzerer Zeit mehr leisten kann als ein schwächlicher oder träger in längerer Zeit, leuchtet ohne weiteres ein; daß aber eine Maschine in acht Stunden ebenso viel oder gar mehr Produkt liefern könne als in 11, 12 oder 14 Stunden, wenn sie von andern oder von anders gestimmten Arbeitern bedient wird, das wollten anfangs auch die Arbeiter nicht glauben; schließlich sah sich jedermann zum Glauben gezwungen, da es eben Thatsache war. Erst nachträglich hat man die Erklärung gefunden. Die Leistung jeder Maschine hängt in hohem Grade von der Sorgfalt, gespannten Aufmerksamkeit und Intelligenz der Leute ab, die sie bedienen. Die verdrossenen, übermüdeten, nachlässigen und unwissenden Arbeiter der frühern Zeit verursachten soviel Störungen, daß ein großer Teil der Arbeitszeit darauf verwendet werden mußte, bald einen Schaden an einer Maschine auszubessern, bald die in Verwirrung geratene Produktion wieder in Ordnung zu bringen. Jetzt geht alles glatt von statten, weil die Arbeiter kräftig und gesund, frisch und gut gelaunt, aufmerksam und sorgfältig sind und sich durch einiges Studium der Mechanik Einsicht in den Bau und die Arbeitsweise der Maschinen verschafft haben. Dazu kommt dann noch, daß die steigende Energie der Arbeiter gestattet, die Maschinen schneller laufen zu lassen. Ehemals

*) Mit einer kleinen Variation: Alfred verwendete acht Stunden auf Staatsgeschäfte, acht Stunden auf Gebet und Studium, acht Stunden auf Essen, Schlafen und sonstige körperliche Erholung.

waren die Fabrikanten überzeugt, daß ihnen erst die letzte Arbeitsstunde den Profit bringe; heute sehen die verständigen unter ihnen ein, daß es bei der frühern langen Arbeitszeit gerade die letzte Stunde war, die nicht selten den Profit vernichtete, und einer von ihnen bekennet, bei langer Arbeitszeit gehe regelmäßig die erste Stunde des Tages mit der Ausbesserung der Schäden verloren, die in der letzten des vorhergehenden angerichtet worden seien. Je länger die Arbeit dauert, desto verdrossener, unaufmerksamer, nachlässiger und bummeliger wird gearbeitet, desto öfter werden in der Arbeitszeit kleine Ruhepausen gemacht, und, was für das Einkommen der Arbeiter ausschlaggebend ist, desto mehr Arbeitstage werden versäumt; der eine macht regelmäßig den Montag und allenfalls noch den Dienstag blau, der andre erlaubt sich von Zeit zu Zeit vierzehn Tage Ferien, ein dritter erkrankt häufig. Und da kurze Arbeitszeit und hoher Lohn eine der Gesundheit zuträgliche Lebensweise und namentlich kräftige Ernährung möglich machen, so kommt immer ein Vorteil dem andern zu Hilfe. In einem Schreiben eines deutschen Eisenindustriellen an einen Sir J. V. Bell heißt es: „Wir haben oft dieselben technischen Hilfsmittel wie Sie in England, denn alles, was ein Maschinenbauer sieht, kann er nachmachen und konstruieren, aber was wir nicht nachmachen können, das ist, mit unsern schlecht genährten Leuten ebenso kräftig zu arbeiten, wie Ihre Engländer arbeiten.“ Und bei Ankündigung der Einführung des Achtstundentages in den Werkstätten des Kriegsministeriums erklärte der Kriegsminister Campbell-Bannermann, es sei nicht zu befürchten, daß man nun mehr Leute brauchen werde; die sorgfältige Vergleichung der anderwärts erzielten Ergebnisse berechtige zu dem Schlusse (der durch die eigne Erfahrung des Kriegsministeriums bei vorgenommenen Proben bestätigt worden sei), daß jede Lohnerhöhung und Zeitverkürzung durch Ersparnisse aller Art, durch die vermehrte Energie der Arbeiter und den Wegfall der Pausen ausgeglichen werde. Zu den Vorteilen der Industrie kommt die Erhöhung der Volkskraft durch die physische und moralische Umwandlung der Arbeiter, die aus Schwindsuchtscandidaten, Trunkenbolden und rohen, unwissenden Niederjähns häusliche und gebildete Männer werden und eifrig an ihrer Fortbildung arbeiten; mit Abkürzung der Arbeitszeit tritt überall sofort das Bedürfnis nach Bibliotheken hervor. Diese Wirkung ist nach Rae in England so bekannt und so allgemein anerkannt, daß die Achtstundenbewegung keine grimmigern Feinde hat als die Inhaber von Schnapskeipen. In Australien, wo der Achtstundentag in einzelnen Gewerben schon vor dreißig Jahren eingeführt war und heute beinahe allgemein ist, sind nach der übereinstimmenden Schilderung der Beobachter die Arbeiter gebildete Leute, die in schönen von Gärten umgebenen Häusern wohnen und ihre Ruhezeit in ihrer Häuslichkeit, mit der Pflege ihrer Gärten, in den Bibliotheken, mit allerlei Sport und in den für anständige Unterhaltung eingerichteten öffentlichen Erholungsstätten zubringen; die Männer zeichnen sich durch athletische Stärke aus und besiegen die Männer aller andern Völker, auch der Engländer, bei der Konkurrenz auf dem Spielplatz wie in der Werkstatt. Und, was Herrn Tille gegenüber hervorzuheben ist, es sind, wie aus Raes Darstellung hervorgeht, und wie gelegentlich ausdrücklich hervorgehoben wird, dieselben Arbeiter, die bei der langen Arbeitszeit untauglich, faul, leiblich und moralisch verkommen gewesen sind, und die jetzt gesund, stark, energisch und intelligent sind, teils dieselben Arbeiter, teils deren Kinder, nicht, wie Tille glauben machen will, Leute andrer Abstammung.

Einer der Gründe, aus denen die Arbeiter, namentlich die sozialistischen, den Achtstundentag empfehlen und erstreben, ist allerdings hinfällig: die Abkürzung der

Arbeitszeit hat, wie Rae zeigt, noch nie und nirgends zur Verminderung der Arbeitslosigkeit beigetragen. Zum Teil ist das aus dem Umstande zu erklären, daß bei langen Arbeitszeiten, wo von den fest eingestellten Arbeitern wegen Krankheit oder aus Trägheit täglich einige fehlen, Reservearbeiter notwendig sind, die bei kurzer Arbeitszeit wegfallen. Auf das Problem der Arbeitslosigkeit kann hier nicht eingegangen werden. Was endlich die Frage anlangt, ob der Staat den Achtfundentag erzwingen soll, so gesteht Rae zu, daß es sich bei diesem anders verhält als bei den frühern Abkürzungen der Arbeitszeit. Diese seien ein Gebot der Menschlichkeit gewesen, dessen Befolgung durchzusetzen der Staat verpflichtet gewesen sei. Ferner seien in einzelnen Fällen schon von selbst, ohne Staatszwang, Abkürzungen eingetreten, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern weil es die Leute schlechterdings nicht aushielten. So zum Beispiel giebt es in manchen chemischen Fabriken eine Abteilung, wo die Arbeiter vor akuter Vergiftung durch einen Maulkorb von dreißigfach gefaltetem Flanell geschützt werden müssen, und bei dieser Art Atmung die Leute länger als sechs Stunden auf den Beinen zu halten ist einfach unmöglich, sie haben daher niemals längere als sechsstündige Schichten gehabt; dagegen würde man in den übrigen Abteilungen, wo das Gift langsam wirkt, die Leute zwölf und mehr Stunden arbeiten lassen, wenn es der Staat nicht verhinderte. Also die Beseitigung mörderischer Arbeitszeiten ist Pflicht für den Staat; dagegen handelt es sich bei der weiteren Verkürzung der Arbeitszeit auf acht Stunden auch in den gesunden Gewerben nur um Zweckmäßigkeit und um Vorteile, die zu erstreben nicht unbedingt Pflicht ist. Zudem giebt es Gewerbe, wie die Landwirtschaft, wo die Arbeit schlechterdings nicht auf acht Stunden zusammengepreßt werden kann. Rae meint daher, der Staat solle die verschiedenen Industrien abstimmen lassen und den Achtfundentag nur in solchen zwangsweise durchführen, in denen die Mehrheit der Unternehmer und Arbeiter dafür ist. Das Buch von Rae ist vor ein paar Jahren geschrieben. Der Verlauf des Maschinenbaueraufstands macht den Eindruck, als ob die öffentliche Meinung in Beziehung auf die Frage in England rückläufig würde, und es wäre immerhin denkbar, daß die Besorgnis vor der internationalen Konkurrenz den Unternehmern den Mut nähme, auf der eingeschlagenen Bahn zum an sich vernünftigen zu beharren. In der *Saturday Review* vom 8. Januar finden wir einen merkwürdigen Nebenerfolg der Besserung der Lage des englischen Arbeiterstandes hervorgehoben, den Rae nicht erwähnt. In einer Besprechung des neuesten Buches von Sidney und Beatrice Webb (*Industrial Democracy*) wird bemerkt, die englischen Arbeiter hätten den Malthusianismus — je nachdem man es nimmt — auf den Kopf gestellt oder befolgt. Nach Malthus habe jede Lohnsteigerung eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung zur Folge, die die Steigerung durch das vermehrte Angebot von Händen wieder rückgängig mache; im heutigen England aber sei nichts gewisser, als daß jede Besserung der Lage einer Schicht von Arbeitern in dieser Schicht die Geburten vermindere; die Leute würden eben durch Bildung klug.

Aus Alt-Weimar. Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Von Ludwig Geiger. Berlin, Gebrüder Paetel

Das meiste dieser lose aneinandergereihten Mitteilungen stammt aus dem Nachlaß R. A. Vöttigers, der in zahlreichen Bänden auf der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden bewahrt wird. Wurde dieser große Sack ausgeschüttet, so

war zu erwarten, daß allerlei mehr oder weniger Interessantes, mehr oder weniger Wichtiges an den Tag kommen würde. So erfährt man denn über Ereignisse und über Persönlichkeiten manches, was zur Kenntnis des Weimarer Lebens in den drei ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts dient. Zustände und Stimmungen, Litterarisches und Politisches kommen in buntem Wechsel an die Reihe. Die Korrespondenz, die Böttiger nach seinem Abgang von Weimar (1804) mit dortigen Freunden führte, bietet nach allen diesen Seiten ergänzende Notizen, und willig wird man anerkennen, daß Böttiger selbst, dessen Schwächen bekannter sind, bei näherer Kenntnis vielfach in einem günstigeren Lichte erscheint. Zu den willkommensten Stücken gehört ein (aus der Sammlung von R. Brockhaus mitgeteilter) kummervoller Brief Wielands vom Jahre 1802 an seinen damals in der Schweiz lebenden Sohn Ludwig. Das Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn hatte persönliche, aber auch politische und litterarische Gründe. Bekannt ist Ludwig Wielands Parteinahme für die Romantiker. „Auch in Briefen von Frau Reinhard wird, wie Erich Schmidt mich belehrt, diese fast komisch zur Schau getragne Hinneigung L. Wielands zu den Romantikern berichtet“ (S. 37). Das Geheimnis, das sich der Herausgeber von Erich Schmidt zuraunen ließ — „wie Erich Schmidt mich belehrt“ —, steht in einem Brief von Frau Christine Reinhard an ihre Jugendfreundin Johanna Frommann, geb. Wesselhöft, abgedruckt in einem nicht ganz unbekannten Buch: Das Frommannsche Haus und seine Freunde (S. 22).

Seite 4 erwähnt Geiger die Neujahrnacht des anbrechenden Jahrhunderts, die Goethe, Schiller und Schelling während einer vom Weimarer Hof veranstalteten Redoute in einem Nebenzimmer vereinigt bei fließendem Champagner gefeiert haben sollen. Er hat die Erzählung, für die er kein weiteres Zeugnis weiß, bei Dünker gefunden. Doch hatte er den vierten Band von Steffens „Was ich erlebte“ zur Hand; hätte er hier bis Seite 407 u. ff. geblättert, so hätte er die Erzählung gefunden, die Dünker fast wörtlich wiederholt. Leider ist Steffens der einzige Zeuge für diese denkwürdige Szene, bei der die Einbildungskraft gern verweilt: unsre größten Geister bei Gläserklang das alte Jahrhundert schließend, das neue eröffnend. Je ansprechender die Szene ist, um so mehr liegt uns daran, sie sicher beglaubigt zu wissen. Steffens erzählt zwar als Augenzeuge, er selbst hat als vierter dabei sein dürfen. Gleichwohl müßte uns ein weiterer Zeuge erwünscht sein. Wir erinnern uns, daß der norwegische Dichter und Naturphilosoph kein sehr zuverlässiger Gewährsmann ist. Er hat seine Denkwürdigkeiten im Alter „aus der Erinnerung“ niedergeschrieben; es finden sich bei ihm Ungenauigkeiten, namentlich in Zeitangaben, die nicht bloß auf ein unsicheres Gedächtnis, sondern auch auf eine starke Phantasie zurückzuführen sind, und stets zeigt er sich durchdrungen von seiner eignen Wichtigkeit. Goethes Tagebuch schweigt über diese von Steffens berichtete Feier der Neujahrnacht. Zum 31. Dezember 1800 ist bloß bemerkt: „Abends Herr Hofrat Schiller und Professor Schelling zum Abendessen.“ Also eine ganz intime Sylvesterfeier im eignen Hause, aber kein Wort davon, daß sich daran noch der Besuch eines Maskenballes angeschlossen hätte, der nach der Erzählung von Steffens mit einem von Goethe entworfenen Aufzug eröffnet wurde. Mindestens wird man so viel aus dem Schweigen Goethes schließen dürfen, daß die Szene, wenn sie wirklich die Episode einer Redoute war, doch im Sinne der Teilnehmer nicht die Bedeutung hatte, die ihr Steffens giebt, der zufällig ein Zeuge des Sylvestersymphonions wurde. Er hatte nämlich, damals achtundzwanzig Jahre alt, von Freiberg, wo er bei Werner studierte, mitten im Winter eine Fußreise nach

Jena gemacht. Hier lernte er Friedrich Schlegel und Novalis kennen;* Schelling aber war in Weimar, wohin er von Goethe über die Weihnachtsfeiertage mitgenommen worden war. Um auch Schelling zu sehen, mußte Steffens ihm nach Weimar nachreisen. So kam es, daß er den von ihm bewunderten Naturphilosophen „bei Goethe“ traf und in Weimar Teilnehmer der Neujahrsredoute wurde. Noch in derselben Nacht fuhr er unmittelbar vom Ballsaal nach Auerstädt und von da nach Freiberg zurück. So der Bericht von Steffens, der anscheinend an die Redoute selbst noch eine lebhafte Erinnerung hat. Zwar was er von Goethes übermütig lustigen Einfällen und Schillers doktrinären Ausführungen schreibt, sieht gemacht aus; aber Einzelheiten der Maskerade, dann das Hinzutreten Hufelands, der im Begriff war, einem Ruf nach Berlin zu folgen, was Anlaß zu spöttischen Äußerungen über Preußen gab, das scheint aus einem treuen Gedächtnis geschöpft zu sein, wie sich Steffens ja auch richtig erinnert, daß Goethe gleich darnach schwer erkrankte, zwar nicht nach dem Maskenball, aber nach einer Theateraufführung am Neujahrstage.

Das sind scheinbar deutliche Erinnerungen. Dennoch bleibt es bei dem durch Goethes Stillschweigen geweckten Zweifel, und der Zweifel wird verstärkt, wenn wir durch ein unanfechtbares Zeugnis erfahren, daß am 26. Dezember 1800, also fünf Tage vor Sylvester, in Weimar eine Redoute stattgefunden hat. Goethe selbst verzeichnet im Tagebuch am 26. Dezember: „Freitag nach Weimar mit Herrn Prof. Schelling. Abends Redoute.“ Ist es nun wahrscheinlich, daß am 26. Dezember und fünf Tage darauf, am 31. Dezember, abermals Redoute war? Die Vermutung liegt nahe, daß Steffens auf der Redoute vom 26. Dezember war, und daß das, was er erzählt, sich so oder etwas anders bei diesem Anlaß ereignete, nicht aber in der Neujahrnacht. Beide Daten lagen ja nahe bei einander, und in dem Gespräch, dessen Zeuge Steffens war, mag auch des bevorstehenden Jahrhundertwechsels gedacht worden sein. So schmolzen in der Erinnerung oder in der Phantasie des Erzählers beide Daten zusammen; umso mehr, als das Ereignis dadurch pikanter wurde. Da die Redoute an demselben Tage stattfand, an dem Goethe mit Schelling von Jena angekommen war, so würde sich daraus die weitere Folgerung ergeben, daß Steffens, der Schelling in Jena nicht mehr traf, ihm am gleichen Tage nach Weimar nachreiste und noch in derselben Nacht wieder zurückreiste.

Ob auch am 31. Dezember in Weimar eine Redoute stattgefunden hat, wird sich ja noch leicht ermitteln lassen. Die Sache ist an sich nicht von Wichtigkeit. Immerhin erscheint es der Mühe wert, ihr auf den Grund zu gehen, denn angesichts des bevorstehenden Jahrhundertwechsels wird das Gedächtnis auch jener denkwürdigen Neujahrnacht wieder belebt, die Goethe, Schiller und Schelling zusammen feierten, und die mit den Umständen, die Steffens erzählt, in die Geschichtsbücher übergegangen ist. Auf alle Fälle bleibt bestehen, daß der letzte Abend des Jahrhunderts die beiden Dichter und den Philosophen vereinigt hat, und zwar in Goethes Hause. Aber die Redoute in der Neujahrnacht? Für diese müßten wir ein zuverlässigeres Zeugnis haben, als den nicht einwandfreien Bericht von Henrik Steffens. E.

*) Man kann die Erzählung von Steffens, die allerdings wiederholt abreißt, nicht anders verstehen, als daß er erst jetzt bei dem winterlichen Ausflug nach Jena die Bekanntschaft von Friedrich Schlegel und Novalis gemacht haben will. Was ich erlebte, IV, 294, 302, 320. Siehe dagegen Haym, Die Romantische Schule, S. 626. Daß Steffens mit Novalis nicht erst jetzt bekannt wurde, ist auch aus des letztern Brief an Fr. Schlegel vom 31. Januar 1800 ersichtlich. Raich, S. 131.

Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, weiland Generals der Artillerie usw. Erster Band. Vom Revolutionsjahr 1848 bis zum Ende des Kommandos in Wien 1856. Berlin, E. S. Mittler und Sohn

Der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten, die General von Teichmann und Logischen nach der Verfügung des verstorbenen Prinzen fünf Jahre nach dessen Tode der Öffentlichkeit übergibt, war einer von den tüchtigen, gründlich gebildeten Offizieren, die Zeit ihres Lebens immer in Verborgenheit gedacht, gearbeitet und geschaffen, aber sei es aus persönlicher Bescheidenheit, sei es unter dem Druck der Disziplin, vermieden haben, ihr Licht vor der Öffentlichkeit leuchten zu lassen. Er hat sowohl durch eine unablässig über zwanzig Jahre durchgeführte praktische und theoretische Ausbildung seiner Spezialwaffe als durch persönliche Tapferkeit wesentlich zu den großen Erfolgen der Jahre 1866 und 1870/71 beigetragen. Aber sein Name trat hinter denen, die sich, bisweilen mit Unrecht, in der Gunst des Volks festsetzten, zurück. Trotzdem hat ihn nicht etwa gekränkter Ehrgeiz zur Niederschrift seiner Erinnerungen veranlaßt. Aus ihnen spricht im Gegenteil eine heitere Gelassenheit, eine glückliche Zufriedenheit mit dem, was er errungen hat. Und er hätte doch stolz auf seine Erfolge sein können, da er sie nicht seinem Stande, seinem alten Namen oder gar seinem Vermögen verdankt hat, sondern fast allein seiner eignen Tüchtigkeit. Sein Vater, der 1862 auch einige Monate vor Bismarck Ministerpräsident war, galt bei Friedrich Wilhelm IV. viel. Auf militärische Beförderungen hatten aber solche persönlichen Beziehungen nur wenig Einfluß. Friedrich Wilhelm scheute sich, in militärische Angelegenheiten einzugreifen, weil er niemals seiner Sache ganz sicher war. Ein Entschluß jagte immer den andern, und immer hatte der Recht, der zuletzt bei ihm Vortrag gehalten hatte. Mit irdischen Gütern konnte Prinz Hohenlohe ganz und gar nicht prunken, da eine traurige Erbschaft des Großvaters die ganze Familie zu äußerster Einschränkung gezwungen hatte. Unfre jungen Offiziere sollten dieses Buch fleißig lesen, um aus seinen ersten Abschnitten die Kunst des Sparens und die noch größere Kunst des Entfagens zu lernen.

Es spricht für den Verfasser, daß der Leser seiner Denkwürdigkeiten sofort durch die Person des Erzählers angezogen wird. Man gewinnt dadurch Vertrauen zu seinen tatsächlichen Mitteilungen, und umso mehr, als er sie so lange für sich allein behalten hat. Wenn man das Persönliche ausscheidet und sie nur auf ihren geschichtlichen Gehalt prüft, hat man sich namentlich mit zwei Gruppen abzufinden. Die eine betrifft die Ereignisse der Berliner Märztage von 1848, die jetzt gerade wieder politische Leidenschaften erregt haben, weil man in Berlin den Begräbnisplatz der „Märzgefallenen“, wie Magistrat und Stadtverordneten in rührender Unkenntnis der deutschen Wortzusammensetzung sagen, durchaus mit einem Denkmal schmücken will, wenn auch nicht gerade mit einem Kriegerdenkmal im Stile von 1870. Prinz Hohenlohe ist Augen- und Ohrenzeuge dieser Märztage gewesen. Er schreibt schlicht nieder, was er gesehen und gehört hat. Er hat gehört, daß die Aufwiegler französisch und polnisch gesprochen haben, er hat sie an den Straßenecken gesehen, wie sie ihre Maßregeln trafen, und er behauptet sogar, daß die geheime Polizei sie gewähren ließ, weil die maßgebenden Instanzen selbst mit einander im Kriege lagen. Um die Wirkung dieser schlichten Darstellung abzuschwächen, hat man behauptet, der Prinz, der seine Erinnerungen doch erst viele Jahre später niedergeschrieben, habe Erlebtes mit Gehörtem und Gelesenem vermischt und nur eine alte, längst widerlegte Legende wieder aufgefrischt. Fast um dieselbe Zeit hat nämlich ein Berliner Schriftsteller, der ebenfalls die Bewegung der Märztage

erlebt, mitgemacht und als denkender Mensch beobachtet hat, seine Lebenserinnerungen herausgegeben, und er behauptet das Gegenteil. Nach seiner Meinung wäre es wirklich ein aus der Mitte der Bürgerschaft entsprungener Verzweiflungskampf um die Freiheit, eine durch und durch volkstümliche Sache gewesen. Man könnte aus diesem Dilemma sehr leicht mit der banalen Redensart, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, einen Ausweg finden. Aber die schlaffe Haltung der Bürgerwehr nach dem leicht errungenen Siege läßt sich doch kaum anders erklären, als durch die Tatsache, daß die Masse des arbeitenden Volks, der auf Erwerb angewiesenen Bürger wie der Handarbeiter, keineswegs mit ganzem Herzen bei der Bewegung war. Ein wenig Festigkeit mehr bei der Regierung — und die Revolution von 1848, die immer noch als wichtiges Agitationsmittel ausgebeutet wird, wäre bloß ein jämmerlicher Putz gewesen. Die Ratlosigkeit und die Verlegenheit, die in jenen Tagen im Berliner Schlosse geherrscht haben, müssen allerdings groß gewesen sein. Auch darüber verbreiten die Erinnerungen des Prinzen Hohenlohe neues Licht. Friedrich Wilhelm war darnach weniger schuld an der unbegreiflichen Schwäche der Regierung als seine Umgebung, die, wenn man von dem stets besonnenen, aber in begreiflicher Zurückhaltung verharrenden Prinzen von Preußen absieht, aus lauter unfähigen Leuten bestand, die den unglücklichen König von der Außenwelt vollständig abgeschnitten hatten.

Sind auch die Mitteilungen des Prinzen Hohenlohe über die Jahre 1848 und 1849 noch dem Streit der Meinungen unterworfen, so ist die Zuverlässigkeit seiner militärischen Berichte, die er während eines Kommandos nach Wien von dort aus an mehrere Stellen in Berlin sandte, durch die Ereignisse von 1866 glänzend bestätigt worden. Militärattachés wie heute gab es damals bei den Gesandtschaften noch nicht. Als Prinz Hohenlohe 1854 nach Wien geschickt wurde, um über die militärischen Verhältnisse Österreichs zu berichten, fand er zuerst keinen Boden vor. Selbst der eignen preußischen Gesandtschaft war er unbequem, weil die Diplomaten der Metternichschen Schule von vornherein jedem Soldaten mit Mißtrauen begegneten. Hohenlohe sah sich also auf sich selbst angewiesen, und seiner Energie, seiner Arbeitskraft, seiner Ausdauer, die sich durch keine Mißerfolge zurückschrecken ließ, gelang es auch, völlige Klarheit über den Zustand der österreichischen Armee von 1854—1856 zu verschaffen. Daß die preußische Heeresleitung rechtzeitig davon unterrichtet wurde, freilich ohne eine Ahnung von der Wichtigkeit der Mitteilungen Hohenlohes zu bekommen, ist das Verdienst des ersten preußischen Militärattachés, der durch seine Persönlichkeit, durch sein freimütiges Wesen und — seine Nüchternheit die Notwendigkeit eines solchen Amtes bewiesen hat. Er hat mit seinem scharfen Blick der Schwäche des österreichischen Heerwesens bis auf den Grund gesehen. Er hat aber auch seine einzige Tugend, die Überlegenheit der österreichischen Artillerie über die preußische erkannt, und wenn dieser Erkenntnis auch nicht der Sieg von Königgrätz zu verdanken war, wo Prinz Hohenlohe selbst eine Batterie gegen die Österreicher geführt hat, so doch der größere Sieg von Sedan.

Der erste Band schließt mit dem Jahre 1856, wo Prinz Hohenlohe Adjutant Friedrich Wilhelms IV. wurde. Aus den folgenden Bänden haben wir wohl noch wichtigere Mitteilungen zur Geschichte der fünfziger und sechziger Jahre zu erwarten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig